

Humoristisches.

Nacht der Gewohnheit.

Erzähler (bei der Verlobung seiner Tochter): „Geehrte Herrschaften! Ich nehme mit der Ehre, Ihnen bekannt zu geben, daß ich meine Tochter mit Herrn Bierwirth zum erstenmale — zum zweiten — dritten — und letztenmale verlobe.“

Enkel-Weisheit.

Die junge Gule: „Warum geht denn die Sonne jeden Morgen auf?“
Die alte Gule: „Damit wir wissen wann es Zeit ist, schlafen zu gehen!“

Unter Rath.

Frau (zum Mann): „Du, der junge Oberlehrer hat wirklich ernste Absichten auf unsere Esse.“
Mann: „Na, dann will ich Dir nur den einen Rath geben: Schließe das Klavier ab, verliere den Schlüssel und finde ihn erst wieder, wenn sie vom Standesamt kommen!“

Er kennt ihn.

Frau: „Dein Freund Bauer besucht Dich ja gar nicht mehr?“
Mann: „Er wollte hundert Mark von mir geborgt haben. Weil ich sie ihm abgeschrieben habe, ist er mir böse und kommt nicht mehr.“
Frau: „Hättest ihm doch das Geld leihen sollen.“
Mann: „Dann würde er auch nicht mehr kommen!“

Berechtigter Einwurf.

Sie (in der Zeitung lesend): „Im Arbeiter-Biertel unserer Stadt sind 18 Personen nach dem Genuße gekauften Pferdeselbstes bedenklich erkrankt.“
Er: „Und das nennt die Zeitung einen Genuß?“

Der Thurm.

„Ich ersuchte die vor mir sitzende Dame ihren Hut abzunehmen, damit ich auf die Bühne sehen könne.“
„Und hat sie's gethan?“
„Nein, sie sagte, wenn sie ihren Hut auf den Schooß lege, könne sie selbst nichts sehen.“

Stahlfleuzer.

Freundin: „Du Glückliche, Deine Hochzeit steht vor der Thür.“
Braut: „Ja, die Hochzeit, aber auch die — Hochzeit!“

Unterthob.

„Was ich meiner Frau laufe, nie ist es ihr recht.“
„D, meiner ist wieder alles recht, was ich ihr laufe. Nur fährt sie dann in die Stadt und tauscht es um.“

Entgelt.

Bei einem Hochzeitmahle erhebt sich einer der Gäste, ein alter Herr, und regt eine Sammlung für die Opfer einer kürzlich eingetretenen Bergwerks-Katastrophe an. „Besonders an die Herren Junggefallen möchte ich mich wenden“, sagt er mit Betonung, die Glücklichen haben heute die meiste Veranlassung in den Beutel zu greifen!“

Durchschaut.

Student (zu seiner Erbtante, die ein riesig zähes Leben hat): „Liebe Tante, ich freue mich schon riesig, im Herbst mache ich meinen Doktor!“
Tante: „Na, mein Hausarzt wirft Du nicht!“

In der Chemiestunde.

Professor: „Was geschieht mit Gold wenn man es an der freien Luft liegen läßt?“
Schüler (nach längerem Nachdenken): „Es wird gestohlen!“

Von der Sekundärbahn.

Passagier: „Warum hält denn der Zug plötzlich auf freier Strecke?“
Zugführer: „Der Lokomotivführer hat sei' Schaperl kommen sehen, und da sucht er a Blumensträußler!“

Die biblische Geschichte in Wilhelm Busch'scher Beleuchtung.
Dem kleinen Karlehen erzählt Mama die Geschichte vom ersten Sündenfall. Karlehen hört in gespanntester Aufmerksamkeit zu, und wie Mama mit dem Schlusssatz von der Austreibung aus dem Paradiese wegen des verbotenen Apfelgusses endigt, pläht er mit strahlendem Gesicht los: „Gelt, Mama, jetzt kommt der zweite Streich?“

Was man aus Liebe thut.

„Warum haben Sie eigentlich Ihren schönen Vollbart abnehmen lassen?“
„Meine Braut hat es verlangt, als sie mir eine prächtige Kravattennadel verehrte!“

Süßlich gefast.

„Sie essen ja immer nur halbe Portionen?“
„Ja, wissen Sie, ich bin eben kein harter Esser! Ganze Portionen esse ich immer nur halb, während ich halbe ganz aufesse.“

Eine gute Partei.

Herr: „Du duldest ja als Partei in Deinem Hause einen Mann, der schon etliche Male Zuchtbaus hatte; sag' mir nur, warum Du dem nicht kündigst.“
Hausfrau: „Grad' mit dem bin ich sehr zufrieden, der ist ja fast 's ganze Jahr eingesperrt.“

In der Theaterschule.

„Und Sie glauben, Herr Direktor, daß meine Tochter Erfolge haben wird?“
„Warum nicht? Sie ist jung und hübsch, und das bischen Theaterspielen wird ihr auch nicht schaden.“

Mißverständnis.

Hübscher Herr (in einem Phonographen-Geschäft): „Ich möchte Walzen, Fräulein!“
Verkäuflerin (ihn anheimelnd, selbstvergessen): „Ach ja — ich auch!“

Kindermund.

Karlchen (zum Verehrer seiner Schwester): „Es ist gut, daß du heute gekommen bist.“
Besuch: „Wieso denn?“
Karlchen: „Ja, du bekommst was Feines zu trinken. Mama will dir heute reinen Wein einschenken.“

Rückwärtsvoll.

Ehemann (der spät Abends vom Wirthshaus heimkehrt und von seiner besseren Ehehälfte tüchtig ausgeschimpft wird, zu seinen schreienden Kindern): „Zum Rudud, seid doch ruhig, Ihr Klangen — ich kann ja gar nicht verstehen, was die Mama schimpft!“

Gegenseitige Ergänzung.

„Die Wirthin ist wirklich großartig im Erfinden von Speisen!“
Ja, und der Wirth im Erfinden von Preisen.“

Ein gemeiner Kerl.

Sie: „So hab' doch nur Verständnis für die Forderungen einer Frauenfee!“
Er: Ja — ich weiß nur nicht, ob ich so viel bei mir habe.“

Deplazirt.



Radwächter (um Witternacht): „Jetzt is' zwölf Uhr — jetzt geht mein Zagenwert an!“

Nische zu Nische.



Hausfrau: „Wo haben Sie denn die Zigarren meines Mannes hingetan?“
Mädchen: „Meines Dichtmädchens (auf die in der Nische aufgestellte Kiste) hat er den ersten Gatter. (denkend): „La hinein hab' i sie halt getan!“

Das erste Mädchen.



Ihre Schwester tanzt nicht, meine Gröndige?
„Abloot nicht, Herr Doktor, sie ist Anhängerin der Frauen-Bewegung.“

Bei den Spielern von Monaco.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

Ich gehörte keineswegs zu den Leuten, die an die tugendhafte Brust schlagen und Lastertrollen verurtheilen, welche am grünen Tische um die Gunst der Dirne Fortuna buhlen. Noch viel weniger habe ich die Absicht, sentimentale Thränen über die Leute zu vergießen, die in Monte Carlo ihren letzten Thaler verlieren und sich dann um's Leben bringen. Nicht im Traume fällt mir das ein, und wenn sich statt durchschnittlicher fünfzig fünfzigtausend unglücklicher Spieler im Jahre umbrächten. Denn meiner Treu, an diesen Menschen, welche im Leben nichts kostbarer kennen als das armselige Geld, ist wirklich nicht viel gelegen; die Menschheit verliert nichts an ihnen, sondern mag sich im Gegentheile freuen, die unruhigen Glieder leichter Kaufes losgeworden zu sein. Allein um des Geldes willen ist noch nie etwas Großes geschaffen worden; für Geld wird kein Faust und kein Hamlet, keine Odyssee und kein Don Quixote geschrieben, keine Sestina gemacht, überhaupt gar nichts gemacht, was die Menschheit vorwärtsbrückt oder auf einem Höhepunkte zeigt. Wer also im Geld das höchste und erstrebenswerthe Gut sieht, wer sich umbringt, weil er kein Geld mehr hat, der mag wohl von seinen Angehörigen und Freunden bedauert und betrauert werden, wir anderen haben nicht den geringsten Anlaß, um dieser armen Tropfen willen sentimentale Seufzer durch Trauerweiden zitzern zu lassen. Uebrigens möchte ich wohl wissen, wie die Notizen entstehen, welche alle paar Monate durch die deutsche Presse wohnern, und worin der Friedhof der Selbstmörder in Monaco geschilbert und die vertrackte Spielhölle nach Gebühr verdammt wird. Dieser Friedhof nämlich existirt zwar, aber er wird schon seit fünf oder sechs Jahren nicht mehr benutzt, und es ist doch eine recht mühselige Sache, sich sentimental begeistern zu müssen vor drei oder vier Gräbern unbekannter Leute, die sich vor sechs, acht oder zehn Jahren umgebracht haben.

Die braven Monegessen haben sich die erwähnten Zeitungsnutzen zu Herzen genommen, und da sie den Selbstmord bei ruinirten Spielern nicht unterdrücken konnten, haben sie wenigstens den Selbstmörderfriedhof unterdrückt. Sie begraben jetzt die Selbstmörder fromm und froh in Reich und Glanz mit ehrliehen Jesterntemen und denken wohl wie jener Jesuitengeneral, der Herr lenne die Seinen und werde am jüngsten Tage schon verstehen, die von dem Arzte umgebrachten braven Menschen von den Selbstmörderischen Sündern zu scheiden. Leider aber hat dieses kluge Verhalten der Monegessen bisher nichts geholfen, denn nach wie vor erklimmen sentimentale Zeitungsschreiber die höchste Höhe des Friedhofes von Monaco, sehen sich die verlassene und verwahrloste Selbstmörderede an und stimmen ihre Leier zum mitleidvollen Klageklage.

Trotzdem ich im Glücksspiele nichts Unflätliches sehen kann — was mühten wir nicht alles verbieten, wenn alles verboten werden sollte, wobei Glück und Zufall mitspielen! — werde ich doch voraussichtlich niemals einen Fünffranchthalter in Monte Carlo riskiren. Ich bin jetzt dreimal in den Spielfällen gewesen und habe nicht gespielt, und wahrscheinlich werde ich jetzt überhaupt nicht mehr hingehen, also auch nicht spielen. Nicht aus Jugend, sondern weil mir diese Sache zu dumm ist! In meiner Jugend machte ich auf den australischen Goldfeldern intime Bekanntschaft mit dem berühmten Poter-spiel, das von dem Zeitgenossen verabschiedlich beurtheilt wird. Die einen halten es für ein Hazardspiel, die andern stellen es dem Schachspiel an die Seite. So viel ist sicher: beim Poter kann man sein Geld verlieren, aber man gewinnt Menschenkenntniß; man studirt die Mitspieler, bemerkt ihre Schwächen, täuscht sie über den Werth der eigenen Karten, lacht sie auf den Plan oder schüchert sie ein. Neben dem Zufall, der uns die Karten giebt, spielt die Geschicklichkeit, womit wir sie benutzen, eine sehr große und oft ausschlaggebende Rolle. So ein Hazardspiel lasse ich mir gefallen. In Monte Carlo aber spiele ich nicht gegen Menschen mit menschlichen Schwächen, sondern gegen eine Maschine, die mit tödtlicher Sicherheit arbeitet, die sich weder Angst noch Muth machen läßt, und die zum Ueberflusse im Bunde mit dem Einmaleins steht. Und da soll ich dumm genug sein, mein Geld hinzulegen und gegen das Einmaleins zu Felde zu ziehen? Nein, lieber setze ich mich an's Meer und spude hinein, was ich für einen klugen und geistreicheren Zeitvertreib halte.

Wenn ich auf eine der 37 Nummern der Roulette setze und gewinne, erhalte ich meinen Einsatz 35 mal.

Das heißt mit anderen Worten: der Mann, der sich hier an den grünen Tisch setzt und zu gewinnen hofft, bildet sich ein, seine 35 feien mehr als die 37 der Bank, ein Sag, der den alten ehrlichen Adam Riese zum bedenklichsten Schütteln des Kopfes veranlaßt hätte. Und trotzdem strömen alljährlich Tausende in Monte Carlo zusammen und schenken dem Spiel-pächter Blanc und seinen Aktionären ihr Geld. Ich habe die Spieltische nicht genau gezählt, aber es sind ihrer 20 oder 30, und an jedem sind 20 bis 24 Stühle. Die Eigenden sind wirkliche Spieler, die dahinter stehenden sehen wohl auch einmal, gehören aber nicht zur Profession, sondern sind Dilettanten oder bloße Zuschauer. An die fünfzehnhundert Spieler arbeiten also vom Morgen bis gegen Mitternacht für die Bank, und obgleich an den meisten Tischen der niedrige Einsatz von 5 Franken der gewöhnliche ist, sieht man doch, besonders bei Rouge et Noir, garnicht selten Einsätze von 500 und 1000 Franken. Die Sache wirkt also einen ganz gewaltigen Happen ab; sie erhält das ganze Fürstenthum, denn alle Monegassen sind direkt oder indirekt von der Kasino-gesellschaft beschäftigt, und der Fürst selber könnte nicht jedes Jahr Riesensummen für ideale und wissenschaftliche Zwecke ausgeben, wenn die Bank nicht so glänzende Geschäfte machte.

Die ausgezeichnete Art, wie der gegenwärtige Fürst die großen Einkünfte verwendet, welche der Spielpächter zahlen muß, könnte übrigens im Nothfall als eine gewisse Schuldbürgung gelten, falls es einer solchen bedürfte. So lange aber in allen Ländern die Börsen offenstehen, so lange in den meisten die Lotterien und die Wette bei den Pferderennen von der Obrigkeit selbst geregelt und geleitet werden, müßte das Land, welches den ersten Stein aufsetzen wollte, eine eiserne Stirn haben. Frankreich zumal hat der Ballen im eigenen Auge so viele, daß es zu allererst das Recht hätte, Einwände gegen die Spielfälle von Monaco zu erheben. Denn in Frankreich funktionirt eine größere oder kleinere Spielhölle in jedem Kanton; die Pariser, die keinem Cercle angehören, fahren in einer Viertelstunde nach dem Baboort Engahien und bringen dort ihr Geld auf den grünen Tisch. Hier in Nizza wird in zwei großen Kasinos öffentlich gespielt, und alles in allem tragen die zahlreichen Spielhöllen Frankreichs vermutlich ebensoviel, wenn nicht mehr als die Spielbank von Monaco. Und zu Gunsten der letzteren könnte man außerdem noch geltend machen, daß hier nicht die kleine und mittlere Bourgeoisie spielt, welche in den französischen Bädern ihr Geld los wird. Die Spielwelt von Monaco gehört im Großen und Ganzen der internationalen Welt des Müßigganges und des Reichthums an, und es kann den russischen Fürsten, den englischen Lords, den amerikanischen Milliardären, den deutschen Großgrundbesitzern und Großindustriellen gar nicht schaden, wenn man ihnen allzu straff gefüllten Gelbbeutel etwas erleichtert. Allerdings wäre es schöner, wenn alle diese Leute ihren Ueberflusse besser und vernünftiger anwenden wollten, aber das sind fromme Wünsche, deren Erfüllung wir nicht erleben werden. Wir können uns also nur darüber freuen, daß der gegenwärtige Fürst von Monaco das besser kosmopolitischen Gesellschaft von Müßiggängern abgenommene Geld in einer Weise verwendet, die ihm den Dank der ganzen gebildeten Welt verdient.

Die offizielle Sprache im Kasino ist französisch, aber gerade die Franzosen sind trotz der nächsten Nachbarschaft am dünnsten gefast in den Spielfällen, sie haben Dageim an allen Eden und Enden Gelegenheit zum Hazardspiel, und so hat das Kasino von Monaco für sie weder den Reiz der Neuheit noch die Anziehungskraft des Verbotenen. Man hört in den Spielfällen mehr russisch als accentlofes französisch, mehr deutsch als russisch, und mehr englisch als deutsch, wobei aber die Amerikaner zahlreicher sind als die Engländer. Indessen macht man diese Beobachtungen leichter in der Halle, wo geraucht und geplaudert wird, als in den Spielfällen, wo es still und feierlich hergeht wie in der Kirche. Wer sich nicht vom Spiele verlocken läßt, wird es nicht sehr lange in diesen Räumen aushalten, denn das, was dem Zuschauer bald niederdrückend das Gemüth beschwert, ist ein entsetzlicher Stumpfsinn und eine unerträgliche Vergewaltigung. Die Spieler kommen dem Zuschauer in ihrem Bemühen, das Einmaleins zu besiegen, über die Mahen stumpsinnig vor, und die ganze Geschichte atmet tödtliche Langeweile. Man ist froh, wenn man die Sache hinter sich hat, und der Spaß des Lebens kommt erst wieder, wenn man aus Monte Carlo nach Monaco geflohen ist.

Wenn es giebt drei Städte im Fürstenthum: eine alte, das eigentliche Monaco, höchst malerisch und schön auf einem vom Festlande fast ganz getrennten, nach allen Seiten schroff zum Meere abfallenden Fels gelegen; und zwei neue, Monte Carlo und Condamine, beide fast ganz aus Hotels, Restaurants, Kaufhäusern und andern für die fremden Besucher bestimmten Gebäuden bestehend. Am langweiligsten ist Condamine, weil es in der Tiefe zwischen Monte Carlo und Monaco liegt und außer dem schon erwähnten Friedhofe absolut nichts anziehendes und interessantes hat. Der Hafen könnte allenfalls zu Condamine gerechnet werden, denn seine drei Landseiten berühren die sämtlichen drei Städte. Immer liegen hier einige Yachten vor Anker, und die größten und schönsten davon zeigen die amerikanische Flagge. In diesem Augenblicke liegt die Yacht des Zeitungskönigs Gordon-Bennett hier; die Vanberbills ist zu groß und hat sich im Hafen von Nizza einquartieren müssen.

Bei Weitem das schönste und angenehmste im Fürstenthum ist das alte Felsenfest Monaco, dessen enge, steile und trumme Gäßchen so angenehm sind, daß sie sich einer Sauberkeit erfreuen, die man in keiner anderen ähnlich gelegenen Mittelmeerstadt findet. Diese Sauberkeit der Gassen, das vorreffliche Pflaster, die zahlreichen öffentlichen Bauten, die schönen Anlagen und alles andere, was uns freut, — von der entzückenden natürlichen Lage und den wunderbaren Ausblicken selbstverständlich abgesehen, — sind dem Kasino zu verdanken, welches alle öffentlichen Ausgaben des Fürstenthums bestreiten muß. Allerdings scheinen diese Gelder recht verständig ausgegeben zu werden und nicht in flebrigen Taschen hängen zu bleiben, und das ist dann das Verdienst des Fürsten und seiner Verwaltung. Der Fürst wohnt in einer alten Burg, die schon vor 600 Jahren von dem Genuesern erbaut, später von dem Geschlechte der Grimaldi, welchem die jetzigen Fürsten angehören, erweitert wurde. Wenn ich sage: Der Fürst wohnt da, so muß man sich dazudenken: wenn er hier ist. Sein gewöhnlicher Wohnort ist Paris, und einen guten Theil des Jahres bringt er bei seinen Lieblingssportarten auf dem Meere zu. Die Lieblingssportarten verdankt ihm mehr als irgend einem anderen lebenden Wissenschaftler, freilich stehen den anderen Forschern nicht die Mittel des Fürsten zur Verfügung. Wenn man die Burg angesehen, die Soldaten, Kanonen und Kugelnpyramiden besähtelt und die Aussicht vom Schloßplatz bewundert hat, kann man von dem neuen, der Meeresküste gewidmeten Museum eine Ahnung von dem Eifer bekommen, womit Fürst Albert sein wissenschaftliches Stedenpferd reitet.

Leider ist es noch nicht eingerichtet, aber der schöne, stattliche und geräumige Bau sprich schon für die Großartigkeit des Unternehmens. Das Aquarium im Untergeschoß kann man schon besuchen; es ist ebenso schön und interessant wie das von deutschen Gelehrten gegründete und geleitete Aquarium in Neapel, unterscheidet sich aber vortheilhaft von jenem durch den willkommeneren Umstand, daß kein Eintrittsgeld erhoben wird. Das Museum soll im Frühjahr eröffnet werden, und hoffentlich nehmen sich dann von den drei- oder viertausend Menschen, die während der Saison tagtäglich in Monaco eintreffen, um die Spieltische von Monte Carlo zu besuchen, dreißig oder vierzig die Zeit, diese Sammlungen zu besichtigen, die einzig in ihrer Art sind, also daß man in keiner europäischen Hauptstadt was ähnliches sehen kann. Im Aquarium traf ich gerade eine einzige Dame mit einem kleinen Jungen, der sich bei den großen Geschichtsdoktoren amüsierte; zur nämlichen Stunde umringten 1500 oder 2000 sogenannte vernünftige Lebewesen — „homo sapiens“, sagt der Mann der Wissenschaft — die Spieltische in Monte Carlo. Fürst Albert ist ein weiser Mann mit philosophischer Anschauung; er wird also wohl zufrieden sein, wenn von hundert Gästen des Spielpächters Blanc auch nur einer seine Sammlungen der Meeresbewohner besichtigt. Indessen ist es recht fraglich, ob ein so harter Procentsatz dem Kasino zu Gunsten des Museums ein Stündchen entgegen werde.

Sarah Bernhardt als Jungfrau von Orleans.

Die Aufführung des Dramas „Der Prozeß der Jungfrau von Orleans“ von Emile Moreau, das Sarah Bernhardt einen großen Erfolg brachte, gibt einem Pariser Blatt den Anlaß, an eine aufregende Episode im Leben der großen Schauspielerin zu erinnern. Im Jahre 1889 spielte sie die Rolle der Jungfrau in dem gleichnamigen Drama von Barbier im Theater der Porte Saint-Martin. Man probte den letzten Akt: Sarah Bernhardt hoch oben auf dem Scheiterhaufen, einer aus Holz und bemalter Leinwand hergerichteten

Plattform, erwartete den Augenblick, da der Henker das Feuer anzulegen sollte. Das Feuer brachten ein paar Köpfe einer chemischen Komposition, die sorgfältig abgemessen war, hervor; aber dank der geschickten Anordnung des Regisseurs gewann der Zuschauer den Eindruck, daß der Scheiterhaufen wirklich in Rauch und Flammen aufginge. Unglücklicherweise beging aber an jenem Abend der Maschinist, der das Feuer zu „machen“ hatte, die Unvorsichtigkeit, eine Schachtel, die etwa die fünfzigfache Menge des für die Entzündung gebrauchten Pulvers enthielt, in der Nähe liegen zu lassen; sie fing Feuer, und es entstand eine furchtbare Explosion, nach der wirkliche Flammen hoch an dem gemalten Scheiterhaufen emporzüngelten. Ein Schrei des Entsetzens tönte durch das Haus: „Kette sich, wer kann!“ Und fast alle wandten sich zur Flucht, Sarah Bernhardt in höchster Gefahr, nun wirklich auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, zurücklassend. Nur ein Chorist, ein gewisser Ribette, hatte die Geistesgegenwart, der Gefährdeten zuzurufen, sie solle herab in seine Arme springen, und Sarah Bernhardt, die fast ohnmächtig war und deren Haare und Augenbrauen bereits verengt waren, wagte den Sprung und wurde gerettet. . . .

Ein altes Spiel.

Wer kennt nicht das beliebte Kinderspiel, einen flachen Stein so über ein Wasser zu werfen, daß er dessen Oberfläche möglichst oft berührt? In den verschiedenen Gegenden Deutschlands gibt man ihm verschiedene Namen, deren Herkunft oft dunkel ist. Es seien angeführt: aus der Gegend von Triberg: „biage“, aus Neesburg: „plättchen“, aus Baden-Baden: „Wasserbibble“ (= Wasserhuhn) machen“, ein Ausdruck, der auf volksetymologischem Wege wieder das Kastatter „Wasserjüppel machen“ und das Bühler „Suppe werfen“ gezeitigt zu haben scheint; aus Wolsch: „Wasserlesen“, aus dem bairischen Hinterland „Schiffen“, aus Karlsruhe „Frosch machen“, aus Darmesheim bei Kastatt „den Großpater anwerfen bezw. todtherten“, aus der Pfalzheimweg — Rh. Kälwel un e Lötke Heu (= Kühe, Kälbchen und ein wenig Heu) und, wie wir aus einem Auffatz F. Pradels in den Mittheilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (XXI, Breslau 1909) erfahren: „Water und Mutter schlagen“ für Schlesien, „dud und drates“ (Ente und Enterschlag) für England. „Ente werfen“ heißt es auch im Siemaringischen. Es dürfte sich lohnen, einmal alle Ausdrücke für das Spiel zusammenzustellen, um dadurch Klarheit in seine Geschichte zu bringen, da mythologische Beziehungen nicht ausgeschlossen scheinen. Wie wir des weiteren aus genanntem Auffatz erfahren, wird das Spiel schon in der Literatur des klassischen Alterthums erwähnt, so bei Sueton, Pollux (2. Jahrhundert n. Chr.), Hesych (5. Jahrhundert n. Chr.). Die Griechen nannten es „Epotratismos“. In der Schrift „Octavius“ des Minucius Felix, einer der ältesten Apologien des Christenthums (3. Jahrhundert?) wird es ausführlich beschrieben und bemerkt, daß „der unter der Jugend sich als der Sieger fühle, dessen Stein am weitesten flog und die meisten Sprünge machte.“

Die werthvolle Köchin.

Von dem kürzlich verstorbenen Generalconsul Dallemagne erzählt der Pariser „Figaro“ folgendes nette Geschichtchen: Dieser Diplomat hat den größten Theil seiner Laufbahn in Osteuropa, in den Balkanländern, zugebracht. So war er vor ungefähr 15 Jahren Konsul in Serajewo, wo einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit hatte, ihn aufzusuchen.

„Ich würde Sie gern zum Frühstück zu mir abden“, sagte ihm Dallemagne, „aber ich wage es nicht. Sie würden zu schlecht essen; denn ich habe die schlechteste Köchin von ganz Serajewo.“

„Eine Eingeborene?“

„Ach, durchaus nicht, eine Französin. Es ist ein Dienstmädchen, das ich hienich mitgebracht habe. Sie verrichtet ihren Dienst in niederträchtiger Weise.“

„Weshalb behalten Sie sie denn?“

Der Konsul lachte hell auf und sagte: „Das will ich Ihnen erklären. Diese Frau bildet in Bosnien das französische Element. Sie ist ganz allein die französische Kolonie. Sie begreifen daher, daß ich Bedenken trage, sie nach Hause zu schicken. Denn wenn diese Person aus Bosnien verschwindet, habe ich als Konsul gar keine Existenzberechtigung mehr.“

Denkspruch.

Die Liebe ist der Sonnenschein, Die allbelebende Flamme, Doch Treue muß die Wurzel sein An uns'rem Lebenskammer! Emil Ritterhaus.